

Der Wald im Mittelalter

Am Beispiel des Eckenliedes

Von:

Andreas M. Skrziepietz
e-mail: askrz@web.de

Inhalt

| | |
|--------------------------------------|----|
| 1. Was ist der Wald? | 3 |
| 1.1 Tiere..... | 7 |
| 1.2 Menschen..... | 9 |
| 1.3 Fabelwesen | 10 |
| 2. Wie ist der Wald?..... | 11 |
| 3. Warum ist der Wald?..... | 13 |
| 4. Der mittelalterliche Mensch | 14 |
| 5. Der Wald im Eckenlied | 16 |
| 5.1 Eigenschaften des Waldes | 17 |
| 5.2 Tiere..... | 19 |
| 5.3 Das Personal des Waldes..... | 19 |
| 6. Zusammenfassung | 23 |
| 7. Literatur | 23 |

*Das ist der Teutoburger Wald,
Den Tacitus beschrieben,
Das ist der klassische Morast,
Wo Varus steckengeblieben*

*Hier schlug ihn der Cheruskerfürst,
Der Hermann, der edle Recke,
Die deutsche Nationalität,
Die siegte in diesem Drecke*

Heine, Deutschland. Ein Wintermärchen

1. Was ist der Wald?

Zunächst im allgemeinen: Eine Ansammlung von Bäumen. Ab wie vielen Bäumen spricht man von Wald? Man weiß es nicht. Die Frage erinnert an jene nach der Anzahl der Sandkörner, die man braucht, um einen Haufen zu bilden. Das ist eher was für Linguisten oder Philosophen. Wittgenstein könnte hier weiter helfen: Worüber man nicht sprechen kann, darüber muß man schweigen. Oder Thomas von Aquin: Wie viele Engel haben Platz auf einer Nadelspitze? Die vernünftige Reaktion Thomas': Keine Antwort, weil eine solche Frage sinnlos ist.

Gibt es einen Unterschied zwischen Wald und Hain? Etymologisch ja, da ja hier ein Fall von Hyponymie vorliegt: Ein Hain ist ein kleiner, gepflegter Wald (KLUGE: 384), ob er immer einer Gottheit geweiht sein muß, ist nicht ganz klar. Auch literaturgeschichtlich müßte man den Unterschied machen, da der Wald in der antiken Dichtung zunächst vorwiegend als Hain auftritt:

„Mit dem gesamten bukolischen Gerät /.../ war zunächst auch die arkadische Ideallandschaft /.../ übernommen worden. Der eigentliche Zentralbegriff dieser Landschaft aber, der Hain, /.../ wandelt in der nördlichen Zone seinen Namen /.../ und man spricht lieber von Myrtenwäldern als von Myrtenhainen ...“ (BAUMGART: 7)

Man kann diesen Hain/Wald noch weiter spezifizieren: Er ist ein Mischwald, der bereits in der antiken Poesie einen festen Topos darstellt und durch seine Artenvielfalt besticht: Seneca: 8 Arten, Statius: 13 Arten, Ovid: 26 Arten, wobei es keine Rolle spielt, ob die Arten wirklich zusammen vorkommen können (CURTIUS: 201).

In der Geschichtsschreibung und im Epos hingegen firmieren die Bäume als Wald, z.B. der Druidenwald in Lukans Bürgerkriegsepos Pharsalia, der Wald in Vergils Aeneis (STAUFFER: 12) oder bei Cäsar, der sich beeindruckt von der Größe des Ardennenwaldes zeigte: „... *Basilus sandte er mit der gesamten Reiterei durch den Ardennen Wald voraus. Dieser ist das größte Waldgebiet in ganz Gallien und erstreckt sich /.../ mehr als 500 Meilen weit in der Länge.*“ (CAESAR: 173).

Caesar zeigt sich hier als nüchterner Beschreiber der Landschaft, in der sich die Ereignisse seines Tatenberichtes abspielen. Das ist ein echter Wald, den er wirklich gesehen, wenn auch in der Größe wohl einigermaßen überschätzt hat.

In der Poesie hingegen ist der Wald eine Ideallandschaft, *denn „die Naturschilderungen des Mittelalters wollen nicht die Wirklichkeit wiedergeben“* (CURTIUS: 191). Ob das stimmt, sei dahingestellt. Zumindest sind diese Topoi ja aus der Antike übernommen, und die antiken Autoren haben das beschrieben, was in ihrer Umwelt vorkam. Hätten Homer und Vergil in der ägyptischen Wüste gelebt, sähe die europäische Naturschilderung wohl nicht wesentlich anders aus, denn die stumpfsinnige Nachahmung einer fremdartigen Umgebung hätte kaum Aussicht auf Erfolg gehabt.

Am Beginn steht natürlich Homer, weil er Südländer ist, braucht er schattenspendende Bäume und Bäche, die für Wasser sorgen.

„Aus der homerischen Landschaft haben die Späteren einige Motive übernommen /.../ den lieblichen Naturausschnitt, der Baum, Quell, Rasen vereint; den Wald mit den verschiedenen Baumarten /.../ die Verwendung von Bäumen zur Markierung epischer Schauplätze /.../ Der Kampfplatz vor Troja weist eine Buche auf.“ (CURTIUS: 194).

Streng genommen wäre das nicht „lege artis“, denn Vergils Bukolica, Georgica und Aeneis folgend, unterschied man angeblich drei Stilarten, denen bestimmte Stände, Bäume und Tiere entsprachen: die Buche gehört zum „stilus humilis“, der von Hirten handelt, der „stilus mediocris“ handelt von Bauern und benötigt Obstbäume, der „stilus gravis“ schließlich hat den Krieger sowie Zedern und Lorbeerbäume (CURTIUS: 207, Anm. 3).

Der Wald ist also ein Symbol. Ein Symbol liegt vor, *„wenn wo ein sinnlich Konkretes auch als Konkretum existiert, aber darüber hinaus noch ein Mehr darstellt.“* (BRINKMANN: 87).

Etymologisch kann „silva“ nicht nur Wald bedeuten, sondern steht für „materia prima“, als Symbol für etwas Ungeordnetes, das vom Geist durchdrungen werden und auf diese Weise geordnet werden muß. Bei Griechen und Römern noch ein neutraler Begriff, erfährt er im Christentum eine Umdeutung im Sinne von *„das vom göttlichen Geist noch nicht Durchdrungene und daher Schlechte und Sündhafte, die „iniquitas universa“ oder die „silvestris malignitas“...“* (STAUFFER: 143).

Der Wald ist ein Symbol der Einsamkeit und des Schreckens, der aber offenbar gerade deshalb zur Gründung von Klöstern aufgesucht wird: Die Gründer des Klosters St. Georgen kamen an einen Berg, der „arborum densitate consitum et horrore silvatico squallidum“ war (STOCKMAYER: 7). Man geht „ad eremum“, was ja eigentlich „in die Wüste“ bedeutet: *„Euntes autem pervenerunt ad heremum densae solitudinis, in loco qui Pitiacus dicebatur.“* (zit. n. STAUFFER: 98). Warum der Vergleich mit der Wüste? Zum einen natürlich, weil der

Wald ein ebenso einförmiger, öder Ort ist wie die Wüste. Zum andern aber wohl deshalb, weil die Wiege des Mönchtums eben in der Ägyptischen Wüste liegt. Als Begründer des Klostermönchtums gilt ein gewisser Pachomius, der um 320 in der Thebais ein Kloster gründete. Die Wüste wählte er in der Vorstellung, daß hier die Dämonen hausten, denen der Auserwählte gegenüber treten mußte (KAESLER: 766). Natürlich hätten die Dämonen ebensogut in der Stadt gefunden werden können, vielleicht sogar leichter, denn auch die antiken Großstädte verfügten zweifellos über umfangreiche „Rotlichtviertel“ – aber möglicherweise war dem Pachomius dieser Gedanke nicht gekommen, oder er hatte nie eine Großstadt kennengelernt. Wie so häufig in der Geschichte wieder alles Zufall? Wie dem auch sei: Jedenfalls scheint sich die Gleichsetzung von „Wald“ und „Wüste“ ziemlich rasch durchgesetzt zu haben, bereits in althochdeutschen Glossen wird „eremus“ mit „walt“ wiedergegeben (HIESTAND: 64). Man sucht in Mitteleuropa in Ermangelung der Wüste den Wald auf, um die ersehnten Prüfungen zu bestehen: „...ita, ut in brevi vasta solitudo, quae paulo ante fuerat saltus ferarum et cubile draconum, fieret tabernaculum Dei habitantis cum hominibus.“(zit. n. STOCKMAYER: 8).

Der Wald ist aber nicht nur wegen der dem Menschen feindlichen Umgebung, wo wilde Tiere und dichter Baumbestand das Leben schwer machten, ein Ort des Schreckens. Zumindest im späten Mittelalter wurde die Bedrohung auch durch Gesetzlose hervorgerufen, die sich in die Wälder geflüchtet hatten (s.u.). Der Wald voller Räuber wurde zu einem Symbol für die Welt: „Thise wordle /.../ ne is bote /.../ a forest uol of thyeues...“(zit. n. BUSSE: 113).

Die Klöster sind es, denen der Wald eine weitere, mehr konkrete Bedeutung verdankt: den des Lieferanten für Arzneimittel, denn die Klöster waren es, in denen die medizinischen Codices der Antike kopiert wurden, so daß die Mönche – zumindest bis zur Gründung der Universitäten – zu Experten der Heilkunde werden konnten (TELESKO: 8). Zwar stammten die, wie man glaubte, wirkungsvollsten Arzneimittel aus dem Süden, was wohl mit der Beeinflussung der Kreuzfahrer durch die islamische Medizin zusammenhängt (SCHADEWALDT: 149), aber auch die deutsche Eiche konnte hier einiges beitragen, da ihre Rinde in desinfizierenden Tinkturen (sog. „Lignum querci“) bei Verletzungen Verwendung fand (ebd.: 150).

Der Symbolwert des Waldes beginnt dann erst wieder im 20. Jh. eine Rolle zu spielen, im Rahmen der sog. Psychoanalyse: Bei Freud, der ja sonst nur noch bei Psychiatern der

amerikanischen Ostküste¹ und in gewissen Zweigen der Literaturwissenschaft von Bedeutung ist, ist der Wald ein Symbol der Sexualgeographie: *„die kleinen Labien im Hintergrunde des dichten Waldes“* von Schamhaaren.“ (FREUD: 167).

Der „dichte Wald“ gewinnt im 20. Jh. aber auch militärische Bedeutung, er ist das Symbol des Heeres und damit, nach zwei verlorenen Kriegen, auch das der Deutschen:

„Das Massensymbol der Deutschen war das Heer. Aber das Heer war mehr als das Heer: Es war der marschierende Wald. In keinem modernen Lande der Welt ist das Waldgefühl so lebendig geblieben wie in Deutschland. Das Rigide und Parallele der aufrechtstehenden Bäume, ihre Dichte und ihre Zahl erfüllt das Herz des Deutschen mit tiefer und geheimnisvoller Freude.“ (CANETTI: 195)

Das Symbol der Engländer ist natürlich das Meer (ebd.: S. 193), aber das kann es erst nach der Niederlage der spanischen Armada geworden sein, denn aus der Zeit davor ist von einer Beherrschung der Weltmeere durch britische Seefahrer wenig bekannt. Im Gegenteil: Der bekannteste Engländer des Mittelalters, Robin Hood natürlich, hielt sich ja vorwiegend im Sherwood Forest auf, also im Wald. Das „Britannia rule the waves“; angeblich ja die inoffizielle englische Nationalhymne (siehe „Last night of the proms“) wurde jedenfalls erst im Jahre 1740 komponiert, also auf dem Höhepunkt der britischen Seemacht.

Selbst die Schweizer könnten Anspruch auf den Wald als Nationalsymbol erheben, denn der Rütlichwur fand bekanntlich auf einer Waldlichtung am Vierwaldstätter See statt und es ist ja wohl kein Zufall, daß die Kantone dort Ober- und Unterwalden heißen. Und wenn der Wald ein Symbol für das Heer ist, dann müßte der Wald das Symbol der Römer sein, also auch deren Nachfahren, der Italiener, denn „das Rigide und Parallele“ erinnert doch weit mehr an die Schlachtordnung der römischen Legionen als an die der Germanen: *„Die Belgae² kämpften wie alle Barbaren als undisziplinierte Horde /.../ meist zerbrach ihr Mut /.../ am Felsen der Disziplin.“* (MONTGOMERY: 101).

Was sagt uns das alles?

1. Man sollte auch einem Nobelpreisträger nicht zu sehr glauben.
2. und das ist wichtiger: Der Wald ist eine Ansammlung von Bäumen, die in Mitteleuropa gleichmäßig häufig vorkommt, so daß jede hier ansässige Nation ihn für sich beanspruchen kann.

¹ Ein gutes Beispiel: Der satirische Arztroman „Mount Misery“ von Samuel Shem.

² Laut Text „halbgermanischer Stammesverband im nördlichen Gallien“ (S. 101). Es könnten also auch Gallier gewesen sein, aber auf die völkerkundlichen Unterschiede kann hier schon aus Platzgründen nicht eingegangen werden.

3. Weil er so häufig ist, kann es bei zunehmendem Bevölkerungswachstum nicht ausbleiben, daß er auch vom Menschen genutzt wird. Der Wald wird also zeitweiliger oder sogar dauerhafter Aufenthaltsort.

„Der Wald steht schwarz und schweiget“, heißt es bei Matthias Claudius. Oder Goethe: „Über allen Gipfeln ist Ruh“: Das kann nur auf unzureichender Beobachtung beruhen, denn im Wald geht es alles andere als ruhig zu, er ist nämlich bewohnt: Von Tieren sowieso, aber neben den Tieren kann man noch zwei weitere Arten von Waldbewohnern unterscheiden: Menschen und Fabelwesen.

1.1 Tiere

Die natürlichen Waldbewohner sind die Tiere: Unter ihnen scheinen die Vögel eine herausragende Rolle zu spielen, aus den Landschaftsdarstellungen des Mittelalters läßt sich folgender Katalog zusammenstellen: Sperber, Nachtigall, Drossel, Galander, Lerche, Habicht, Falke, Blaufuß, Adler, Amsel, Sittig, Star, Schwalbe, Pfau, Hahn, Ente, Schwan (MESSERSCHMIDT-SCHULZ: 23). Auch alle anderen üblicherweise im Wald vorkommenden Tiere sind beschrieben worden: Bär, Wolf, Hirsch, Reh, Hindin, Gemse, Steinbock, Fuchs, Hase, Wildschwein, Eichhörnchen, Schnecke, Wurm, Biene, Spinne, Mücke, Fisch (ebd.: 24). Das deutet ja auf ein einigermaßen ausgeglichenes Ökosystem hin. Als ein Maß für die Mannigfaltigkeit der Arten wird häufig der Shannon-Wiener-Index verwendet. Kurz zur Theorie:

„Die Vielfalt kann man zunächst ganz einfach als die Anzahl der Arten definieren. Das mag für einige Untersuchungen ein brauchbarer Maßstab sein, für die meisten Situationen ist er jedoch nicht ideal. Oft reicht es nicht aus, die Anzahl der Arten zu wissen. Von Bedeutung ist auch die relative Häufigkeit oder Dominanz jeder Art. /.../ Das Entropiemaß der Mannigfaltigkeit (Diversität) hat verschiedene Vorteile. Es hat beispielsweise keine obere Grenze. Werden zu einer Artengruppe noch weitere Arten hinzugefügt, so kann H_s unbegrenzt steigen; eine unendliche Anzahl von Arten würde theoretisch zu einem unendlich großen H_s führen. Ebenso können die für jede Spezies errechneten Entropiemaße einfach addiert werden. Sie ergeben dann den Gesamtwert der Mannigfaltigkeit für alle Arten. /.../ Für jede gegebene Anzahl von Arten wird H_s am größten sein ($H_s = H_{max}$), wenn die Arten alle gleich häufig sind ($p_1 = p_2 = p_3 = p_4 \dots$). Das scheint auch intuitiv richtig zu sein, denn die Ungewißheit über das Vorkommen einer bestimmten Spezies ist in der Tat am größten, wenn alle Arten, zu denen diese Spezies möglicherweise gehören kann, mit der gleichen Wahrscheinlichkeit vertreten sind. /.../ In gestörten Systemen nimmt im allgemeinen die Mannigfaltigkeit (Biodiversität) ab. Anstelle der Vielfalt tritt dann die Einfalt. Dabei wird meistens nicht nur die Zahl der Arten reduziert, sondern auch die Verteilung der restlichen Arten p_i zunehmend ungleich. Im extrem einförmigen Systemen, wie z.B. in Monokulturen dominiert häufig nur noch eine Art mit einer Dominanz von mehr als 80% aller Individuen ($p_i = 0,8$). /.../ Naturnahe Systeme wie z.B. Urwälder haben dagegen eine sehr große Biodiversität. Auch dort gibt es viele 'Schadorganismen'. Aber sie fallen in solchen sehr komplexen Systemen nicht ins Gewicht, da sie aufgrund der hohen Biodiversität von vielen Konkurrenten und Gegenspielern in Schach gehalten werden. Man kann deshalb sagen: In naturnahen Systemen mit einer

großen Mannigfaltigkeit haben Schädlinge keinen großen Einfluß. Solche Systeme sind deshalb stabiler als die einförmigen, künstlichen oder gestützten Systeme, die der Mensch geschaffen hat.“ (<http://www.kartieren.de/Mapper/Divers.htm>)

Die Shannon-Wiener-Formel lautet:
$$H_s = - \sum_{i=1}^s p_i \log p_i$$

s: Anzahl der vorhandenen Spezies; p: relative Häufigkeit der i-ten Spezies. Da p stets zwischen 0 und 1 liegt, sind alle Logarithmen negativ, daher das negative Vorzeichen.

Nach den bei MESSERSCHMIDT: 23f. gemachten Angaben ergeben sich folgende Häufigkeiten:

a) Vögel: n=42

| Art | Pi | pi | log pi | Art | Pi | pi | log pi | Art | Pi | pi | log pi |
|------------|----|------|--------|----------|----|------|--------|--------|----|------|--------|
| Sperber | 3 | 0,07 | -1,16 | Blaufuß | 1 | 0,02 | -1,7 | Hahn | 1 | 0,02 | -1,7 |
| Nachtigall | 8 | 0,19 | -0,72 | Adler | 1 | 0,02 | -1,7 | Ente | 1 | 0,02 | -1,7 |
| Drossel | 4 | 0,1 | -1 | Amsel | 3 | 0,07 | -1,16 | Schwan | 1 | 0,02 | -1,7 |
| Galander | 5 | 0,12 | -0,92 | Sittig | 1 | 0,02 | -1,7 | Falke | 2 | 0,05 | -1,3 |
| Lerche | 5 | 0,12 | -0,92 | Star | 1 | 0,02 | -1,7 | Pfau | 1 | 0,02 | -1,7 |
| Habicht | 2 | 0,05 | -1,3 | Schwalbe | 2 | 0,05 | -1,3 | | | | |

H=1,087

b) Haarwild: n=12

| Art | Pi | pi | log pi | Art | Pi | pi | log pi | Art | Pi | pi | log pi |
|-----------|----|------|--------|-------------|----|------|--------|------|----|------|--------|
| Hirsch | 2 | 0,17 | -0,8 | Reh | 1 | 0,08 | -1,1 | Hase | 2 | 0,17 | -0,8 |
| Hindin | 2 | 0,17 | -0,8 | Gemse | 2 | 0,17 | -0,8 | | | | |
| Steinbock | 1 | 0,08 | -1,1 | Wildschwein | 2 | 0,17 | -0,8 | | | | |

H=0,856

c) Raubtiere n=5

| Art | Pi | pi | log pi | Art | Pi | pi | log pi | Art | Pi | pi | log pi |
|-------|----|-----|--------|------|----|-----|--------|-----|----|-----|--------|
| Fuchs | 1 | 0,2 | -0,7 | Wolf | 2 | 0,4 | -0,4 | Bär | 2 | 0,4 | -0,4 |

H=0,46

d) Fische: n=2 pi: 0,5 log pi: -0,3 H=0,15

e) Würmer: n=3 pi: 0,33 log pi: -0,5 H=0,165

f) Insekten: n=3 pi: 0,33 log pi: -0,5 H=0,165

Durch Addition erhalten wir H=3,023, was auf ein ausgeglichenes, stabiles Ökosystem hindeutet. Alles andere wäre für einen mittelalterlichen Wald auch höchst ungewöhnlich, da mit Umweltschäden durch Industrie noch nicht zurechnen ist und die Artenvielfalt auch durch Rodungen und Jagden nicht eingeschränkt zu sein scheint. Im 16. Abenteuer des Nibelungenliedes wird bekanntlich eine große Jagd geschildert, in der alle wichtigen Tiere erlegt werden (Keiler, Hirsch, Hindin, Bär), aber in der 950. Strophe begegnet Siegfried ein

Löwe, ein Tier also, das in dieser Region unmöglich vorkommen kann. Exotische Tiere dieser Art können eine allegorische Bedeutung haben wie etwa Löwe und Panther bei Dante in Inferno 1, beim Dichter des Nibelungenliedes muß man zumindest mit der Möglichkeit rechnen, daß er den Löwen eingeführt hat, um seiner Erzählung den Flair des Exotischen zu geben. Es kann aber auch sein, daß es sich um eine Art Berglöwen handelte, der im Mittelalter zumindest in den südlichen Alpen vorkam (GMELIN: 33).

Das Wildschwein wurde in dieser Liste erwähnt, es kommen aber auch Hausschweine vor, offenbar sind sie nicht selten:

„Was man im frühen Mittelalter einzig und allein am Wald geschätzt hatte, das war die Gelegenheit zur Schweinemast /.../, blättert man Sammlungen von frühmittelalterlichen Urkunden durch, so findet man kaum einmal einen Wald genannt, ohne daß ein Schwein mitgenannt wäre.“ (R. Gradmann, zit. n. STOCKMAYER: 9)

Da sie aber nicht Teil des natürlichen Ökosystems sind, sondern im Gefolge des Menschen auftreten, können sie in die Berechnung nicht mit einbezogen werden. Sie sind ein Indiz für die beginnende Besiedlung des Waldes durch

1.2 Menschen

Im Frühmittelalter beginnt also die Nutzbarmachung des Waldes durch den Menschen. Die Bevölkerungsdichte ist zunächst noch sehr gering, sie beträgt ca. 2-3 Personen pro km² (GERSTENHAUER: 17). Wer geht in den Wald? Man kann verschiedenen Personengruppen unterscheiden: Ritter, die auf Abenteuer ausziehen, herrschen in der höfischen Literatur des Mittelalters ganz klar vor, beim Wald in der Literatur handelt es sich *„um einen Ort, der prädestiniert ist, den Menschen zur Begegnung mit der „aventure“ zu führen...“* (STAUFFER: 39). Aber der auf Abenteuer ausziehende einzelne Ritter ist ja eine Fiktion. Häufiger dürfte schon der Ritter als Führer einer Schar Bewaffneter auf dem Wege zum Heerbann gewesen sein, oder der Ritter auf der Jagd. *„Die Jagd /.../ stellte in Friedenszeiten die hauptsächlichste Beschäftigung des Vornehmen dar. Ein guter Jäger zu sein galt als unentbehrliche Eigenschaft...“* (STAUFFER: 164).

Von den Mönchen, die „ad eremum“ gehen, weil sie die Prüfung Gottes suchen um sich durch ihr Bestehen als echte „viri Dei“ erweisen zu können, wurde bereits gesprochen. Anderen Menschen stehen die Eremiten als Ratgeber zur Verfügung, allerdings nur unter der Voraussetzung, daß es sich bei den Ratsuchenden ebenfalls um Außenseiter handelt und daß sie Einsiedler in der Einsamkeit aufsuchen (ebd.: 101). Die Außenseiter sind natürlich die umherirrenden Ritter, die für das Bestehen ihrer Aufgabe des Hinweises eines weisen, gottesfürchtigen Mannes bedürfen. Das Auffinden dieses Weisen ist in der Realität offensichtlich leichter gewesen als in der Literatur, denn viele dieser Einsiedler scheinen sich

häufig in unmittelbarer Nähe der Fernstraßen niedergelassen zu haben, um als „Straßenwärter“ und Helfer in der Not wirken zu können (DENECKE: 212).

Aus englischen Gerichtsakten des 14. Jh. geht ein starker Anstieg von Verurteilungen wegen körperlicher Bedrohung hervor, was den Einzug des Vermögens und die Verbannung zur Folge hatte. Zahlreiche dieser Verurteilten scheinen sich in die Wälder geflüchtet und Banden gebildet zu haben, deren Anführer einflußreich genug waren, um „wie Könige Mandate aus ihrem ‚Reich im Wald‘ an die ehrenwerten Mitglieder der Gesellschaft“ (BUSSE: 125) zu schicken und auch über genügend Selbstvertrauen verfügten, um mit „König der Räuberbande“ (ebd.) zu unterzeichnen. Daß diese Entwicklung nicht auf England beschränkt ist, zeigt der Renner: „und morder sint in welden“ (zit. n. HIESTAND: 45).

Aufgrund der Tatsache, daß große Teile Mitteleuropas mit Wald bedeckt waren, muß man davon ausgehen, daß die Straßen über große Strecken hinweg durch Wälder führten. Man trifft im Wald also auf Reisende. Neben einzelnen Kaufleuten und Frachtzügen begegnet man reitenden Boten, Pilgern, Mönchen auf dem Weg zu anderen Klöstern, heimatlosen armen Leute, Söldnern sowie fahrenden Leuten wie Schaustellern und Sängern (DENECKE: 213).

Zurück zum Hausschwein. Es ist an einen Besitzer gebunden, das wird im Regelfall ein Kloster gewesen sein. „Der ungenutzte Wald gehört dem König.“ (HIESTAND: 53), er schenkt ihn seinen Getreuen oder der Kirche. Der adlige Grundherr wiederum kann das Land an seine Bauern weitergeben, ihn von Forstbeamten beaufsichtigen, von seinen Jägern bejagen oder von Holzfällern roden lassen. Mit zunehmender Industrialisierung findet man außerdem zahlreiche Handwerker, die auf Holz angewiesen waren, z.B. Köhler, Bergleute und Glasbläser (ebd.: 47).

1.3 Fabelwesen

Ob der Aberglaube im Mittelalter weiter verbreitet war als heute, ist nicht ganz klar. Man möchte es annehmen, andererseits kannte das Mittelalter nicht die Epoche der Aufklärung. Wir haben sie durchlaufen, aber dennoch treibt in den Wäldern Amerikas angeblich „Bigfoot“ sein Unwesen, im Himalaya sucht man den Schneemenschen Yeti, im Loch Ness schwimmt ein Dinosaurier, und in der Area 51 in der Wüste Nevadas sollen in den 50er Jahren Außerirdische gelandet sein. 10% der Amerikaner glauben, schon einmal ein UFO gesehen zu haben, 2% wollen sogar von Außerirdischen entführt worden sein (SAGAN: 90; 141). Bei den Illuminaten (ob Goethe bei ihnen Mitglied war, weiß man noch nicht, weil die Akten noch in einem Moskauer Archiv liegen) spielte die Zahl 23 eine wichtige Rolle. 2x23 ist 46. Als William Shakespeare 46 Jahre alt war, wurde die King-James-Bibel herausgegeben. In dieser Bibel hat Psalm 46 als 46. Wort „shake“. Das 46. Wort vom Ende gelesen lautet „spear“. Vergessen wir darüber hinaus nicht, daß Shakespeare an einem 23. April geboren wurde und

auch starb. Das Internet ist voll von solchem Zeug, und die gleichen Leute, die ihre Praxisgebühren nicht bezahlen können, haben genug Geld, um sich astrologisch beraten zu lassen, usw., usw.

Über mittelalterliche Verschwörungstheorien ist wenig bekannt, aber Fabelwesen gab es auch damals schon reichlich. Lecouteux, der ihr Vorkommen in der deutschen Literatur des Mittelalters untersucht hat, unterscheidet fünf Kategorien: wilde Menschen, Riesen, Zwerge, menschenähnliche Ungeheuer (in der Science-Fiction-Literatur würde man sie heute „Humanoide“ nennen) außerhalb der damals bekannten Welt, tierische Ungeheuer. (LECOUTEUX I: VII). Einige haben Eigennamen, andere treten nur unter dem Gattungsnamen auf. Bei den Centauren z.B. gibt es aus der griechischen Mythologie bekannte Individuen (z.B. Chiron), es gibt auch zahlreiche ungenannt bleibende. Insgesamt kann man 91 verschiedene Typen von Ungeheuern unterscheiden (LECOUTEUX II: V-VIII).

In wie weit die zeitgenössischen Leser wirklich an die Existenz dieser Wesen glaubten, kann hier nicht geklärt werden. Gemessen an der Menge an Aberglauben, die trotz Aufklärung weiterhin existiert, neige ich zu der Auffassung, daß der Glaube an das Übernatürliche vielleicht etwas, aber nicht viel größer war – andernfalls müßte man ja davon ausgehen, daß im Mittelalter Massenhysterie herrschte. Aber auch Skeptiker scheint es im Mittelalter bereits gegeben zu haben. Ein gewisser Burchard von Worms verhängte um das Jahr 1000 jedenfalls folgende Buße für den Glauben an „wilde Frauen“:

„Credidisti quod quidam credere solent, quod sint agrestes feminae, quas sylvaticas vocant /.../ decem in pane et aqua poenitas.“ (zit. n. LECOUTEUX I: 18)

2. Wie ist der Wald?

Nel mezzo del cammin di nostra vita

Mi ritrovai per una selva oscura

Chè la diritta via era smarrita

Dante, Inferno 1

Für den mittelalterlichen Menschen Dante war der Wald also dunkel. Zwar ist die erste Terzine der Divina Commedia sowieso nicht wörtlich aufzufassen, sondern als Sinnbild für Dantes „Midlife Crisis“, aber die Wirkung einer Metapher kann sich ja nur dadurch entfalten, daß eine möglichst große Nähe zwischen dem Urbild und dem, worauf es übertragen wird, besteht. Dante erweist sich hier also als der gewohnt gute Beobachter, der Wald läßt kaum das Licht der Sonne passieren, was wiederum auf eine hohe Baumdichte schließen läßt. Bei Dante hingegen würde man an die Maremma der toskanischen Küste denken, die er ja auch am Beginn von Inferno 13 beschrieben hat:

*Noi ci mettemmo per un bosco
che de neun sentiereo era segnat.o
Non fronde verde, ma di color fosco;
Non rami schiatti, ma nodosi e `nvolti
non pomi v'eran, ma stecchi con tosco*

Obwohl der Baumbestand in der Toskana ein anderer ist als in Mitteleuropa, finden wir auch aus dieser Region ganz ähnliche Beschreibungen, wenn von einem „finstren Wald“ (MESSERSCHMIDT: 16) die Rede ist. Insbesondere in den Heiligenviten herrschen Begriffe wie „densitas“, „obscuritas“ und „solitudo“ vor, aus ideologischen Gründen natürlich, weil der Wald eben ein Symbol des Bösen ist (s.o.). In diesem Sinne braucht ihn ja auch Dante. Wer den Wald nicht als Symbol benötigt, sondern ihn im Rahmen eines Waldspazierganges beschreibt, verwendet andere, realistischerer Begriffe: „hin gen ainem gruenen wald“, „gegen eime gruenen walde“, „in einem grozzen walt“ (MESSERSCHMIDT: 16). Die Erkenntnis „Grün ist überhaupt die Lieblingsfarbe des Heldenepos“ (BILLGEN: 39) kommt nicht besonders überraschend.

Wenn der Wald grün ist, muß es sich entweder um die Beschreibung eines Laubwaldes im Sommer handeln oder um Nadelwald, der bekanntlich immer grün ist. Der mitteleuropäische Wald ist normalerweise ein Mischwald, in dem die Buche am häufigsten vorkommt. In Harz, Schwarzwald, Vogesen und Alpen findet man auch Nadelwald (GERSTENHAUER: 16). Die Eiche, der deutscheste aller Bäume, scheint eher selten zu sein.

Was die Germanen angeht, so ist es durchaus möglich, daß sie ihren Göttern heilige Eichenhaine weihten (STAUFFER: 15). Andererseits wurden diese Eichen im Rahmen der Christianisierung häufig gefällt, so daß sie zumindest im Mittelalter keinerlei Symbolwert gehabt haben dürften. Und auch die Römer hatten für ihre Bürgerkränze Eichenlaub verwendet (LINDEMANN: 204). Zum spezifisch deutschen Baum soll die Eiche jedenfalls erst ab Mitte des 18. Jh. avanciert sein (ebd.: 203). Warum es ausgerechnet die Eiche war, die die Götter bevorzugten, um in ihrem Schatten zu ruhen (Klopstock, zit. n. LINDEMANN: 204), muß hier unklar bleiben. An ihrer Häufigkeit kann es, wie gesehen, nicht gelegen haben. In der mittelalterlichen Dichtung tritt die Eiche durchaus in Erscheinung, häufiger als sie scheint aber die Linde zu sein: „An die Stelle des Ölbaums jedoch tritt /.../ meistens allerdings die dem Deutschen vertraute Linde.“ (BILLGEN: 18, mit zahlreichen Beispielen im Kapitel „Bäume“). Neben Eiche und Linde werden auch Tanne, Nußbaum Fichte und Buche genannt (MESSERSCHMIDT: 23), wobei auch in dieser Aufzählung die Linde am häufigsten (nämlich 3x, Tanne: 2x, übrige: je 1x) vorkommt.

Die Dichte des Waldes deutet auf eine noch geringe Kultivierung zumindest zu Dantes Zeiten hin. Das sollte sich erst ein Jahrhundert später ändern: bedingt durch Bevölkerungswachstum, entsprechende Zunahme der Bautätigkeit, verstärkten Bedarf an Brennholz, wirtschaftliche Expansion etc. wurde „das Waldareal im 14. Jh. auf ein Maß zurückgedrängt, das in der Geschichte nie wieder erreicht wurde“ (GERSTENHAUER: 23). Bis es soweit war, konnten sich angeblich ganze Heere unbemerkt voneinander im Wald bewegen (HISTAND: 46). Caesar hatte ja sogar seine gesamte Reiterei durch den Wald geschickt, war aber von den Feinden nicht bemerkt worden: „... daß Basilus auf einen noch unvorbereiteten und sorglosen Ambiorix traf, und, ehe noch Gerüchte und Boten seine Ankunft melden konnten, vor aller Augen erschien.“ (CAESAR: 173).

Der Wald scheint aber nicht nur undurchdringlich, er wird von Lichtungen unterbrochen, auf denen man eine Wiese, einen Quell oder Brunnen und einen Baum, häufig eine Linde, findet, z.B. Nibelungenlied Str. 992: Lindenast, Str. 993: Quelle, Str. 994: Brunnen.

Das ist offensichtlich ein „locus amoenus“, wie man ihn seit Vergils Aeneis („*Devenere locos laetos et amoena virecta*“, Aen. VI 638, zit. n. CURTIUS: 199) als Terminus technicus in der Beschreibung von Landschaften kennt. Der locus amoenus muß natürlich nicht zwingend auf einer Waldlichtung liegen, zur Minimalausstattung gehört ein einziger Baum, eine Wiese und eine Quelle (CURTIUS: 202), der Rest ist fakultativ. Es kann z.B. sein, daß die Wiese, auf der sich der „Lustort“ befindet, neben einem Schloß liegt. Man hat diese Anordnung Festanger genannt (BILLGEN: 58, mit Bezug auf CURTIUS 1942: 231), da der Festanger aber außerhalb des Waldes liegt, kann er hier vernachlässigt werden.

3. Warum ist der Wald?

Die Frage nach der Bedeutung des Waldes. Biologisch gesprochen: Der Wald ist, weil er das natürliche Ökosystem in diesem Teil der Erde ist. Das wiederum hängt natürlich mit der Temperatur zusammen, die wiederum vom Sonnenabstand und der Neigung der Erdoberfläche zur Sonne bestimmt wird. Jedenfalls herrschten Bedingungen, die für die Entwicklung dieser Lebensform außerordentlich günstig gewesen sind, so günstig, daß im frühen Mittelalter 96% Deutschlands mit Wald bedeckt waren (HISTAND: 46).

Ein anderer Grund, der in der Dichtung vorherrscht, ist die Tradition:

Die Ideallandschaft, nur geringen Wandlungen unterworfen, steht seit dem Hellenismus fest, dem Mittelalter über das Schrifttum Roms vererbt. Sie trägt alle Züge südlicher Heimat: beblümete Aue, plauschende Wässerlein, strahlend blauen Himmel, Ölbaum, der gegen stechende Sonnenglut schattet, singende Vöglein /.../ Nur der Ölbaum hat sich meist in die gut deutsche Linde verwandelt.“ (BRINKMANN: 83).

Auch den antiken Dichtern scheint der Sinn für das Nützliche nicht zu fehlen, der Baum ist da, weil man Südländer ist und Schatten braucht, den Bach und die Quelle benötigt man, weil die hohen Temperaturen Durst verursachen.

Auf die Jagdszene im Nibelungenlied ist schon hingewiesen worden: Der Wald spielt in diesem Epos ebensowenig eine Rolle wie, man darf es vorwegnehmen, im Eckenlied. Die konfliktauslösende Tat geschieht eben zufällig im Wald. Zufällig? Sie muß eigentlich dort geschehen, nicht nur, weil der Wald eben ein wichtiger Bestandteil des Lebensraumes war. Wo sonst hätte Hagen Siegfried unbemerkt töten können? In einer Stadt? In einer Burg? Die durchschnittliche Bevölkerungszahl lag im Mittelalter bei 4-5 Personen pro Haushalt (ENNEN: 36), woraus sich aufgrund der geringeren Fläche einer mittelalterlichen Stadt eine deutlich höhere Bevölkerungsdichte ergibt, woraus folgt, daß die Tat in einer Stadt niemals unentdeckt hätte bleiben können. Der Dichter des Nibelungenliedes war also Realist, er brauchte den Ort größtmöglicher Einsamkeit, eben den Wald.

Der Wald ist also ein Faktum, das nicht geleugnet werden kann, *„bedingt durch das Bild der ursprünglichen europäischen Landschaft, die weitgehend von urwaldähnlichen Wäldern bedeckt war.“* (STAUFFER: 14).

„Deutschland war zur Zeit des 10. und 11. Jahrhunderts zum größten Teil noch mit Wald bedeckt.“ (STOCKMAYER: 7).

„Die Behandlungsweise des Waldes /.../ entstammt /.../ ganz den Gegebenheiten des deutschen Landes... Für den Menschen eines anderen Landschaftstypus wird der Mittelpunkt des Erlebens /.../ ein anderer sein...“ (BAUMGART: 11; 34).

Es ist erfreulich, daß sich Autoren, die bei der Deutung dieser Erscheinungen nur allzugerne ins „Transzendente“ abgleiten, wenigstens in diesem Punkte einig sind.

4. Der mittelalterliche Mensch

Normalerweise drängt sich ein anderer Eindruck auf: Der mittelalterliche Mensch denkt anders, fühlt anders, sieht anders, riecht anders, hört anders, lebt anders, stirbt anders – mit anderen Worten: Der mittelalterliche Mensch ist ein Außerirdischer.

„Das vielleicht stärkste Zeugnis für den mittelalterlichen Wirklichkeitsbegriff bildet das philosophische System des Realismus“ (BILLGEN: 4).

„... muß man sich das so ganz anders geartete Weltgefühl jenes Zeitalters vor Augen führen, für welches das irdische Dasein nur als kurze und unwürdige Vorstufe zu einem höheren jenseitigen Leben in Gott darstellte.“ (ebd.: 9).

„Das Mittelalter stellt Geschehen unabhängig vom Menschen dar; die Vorgänge werden objektiv gegeben, sie sind eine Sache für sich, sind für sich möglich.“ (BRINKMANN: 85)

Andererseits findet man aber: *„... dass keine klare Scheidung zwischen Natur und Mensch besteht. /.../ Die Natur /.../ lebt in engster Einheit mit dem Menschen, dessen Lebensempfindungen sie versinnbildlicht.“ (STAUFFER: 7, 9)*

Dann wieder: *„Der Wald ist die von der menschlichen Kulturwelt scharf geschiedene Eigenwelt, die unter eigener, vom Menschen nicht beeinflussbarer Gesetzlichkeit steht.“ (BILLGEN: 126).* Das mit Bezug auf Baumgart, der aber gar nicht über mittelalterliche Heldendichtung geschrieben hatte sondern über Volksmärchen:

„Dieser fremde Raum steht ihm [nämlich dem Menschen des Volksmärchens], der in dem vertrauten Bezirk seines bezwungenen, kultivierten Bodens wurzelt, dauernd als ununterworfenen, nicht-menschliches Gebiet gegenüber, /.../ Der Wald wird also für ihn die wichtigste fremde Welt...“ (BAUMGART: 33).

Was soll man von all dem halten? Es gab im Mittelalter den Universalienstreit, aber man kann nicht gerade sagen, daß der Realismus vollständig dominierte. In der Spätscholastik, also im 13. Jh., war eher das Gegenteil der Fall. (STÖRIG: 264-306). Denker wie Roger Bacon, der ja immerhin schon über den Bau von Unterseebooten und Autos nachdachte, oder Wilhelm v. Ockham wären in einem anderen geistigen Klima auch kaum möglich gewesen. Hinzu kommt, daß wir gerade im Mittelalter eine rege Bautätigkeit erleben. So große Gebäude wie die Kathedralen im Mittelalter sind erst wieder im Amerika der 30er Jahre gebaut worden. Die Geburtenrate im Mittelalter lag deutlich höher als in der modernen Industriegesellschaft. Wer in Erwartung der Endzeit lebt, beginnt aber nicht mit dem Bau von Kathedralen, die innerhalb einer Generation gar nicht vollendet werden können (der Kölner Dom wurde erst im 19. Jh. vollendet!) und gründet auch keine Familien mehr. Das wäre ja auch völlig sinnlos, wenn das Jüngste Gericht unmittelbar bevorsteht. Ein solcher Mensch liest auch keine Bücher, höchstens die Bibel, auf keinen Fall jedoch Trivialliteratur vom Schlage des Eckenliedes oder höfische Versromane.

Tatsache ist jedenfalls, daß eine große Anzahl an erhaltenen Handschriften und Drucken dieser Literatur auf eine noch größere Zahl im Mittelalter schließen läßt. Andererseits fehlen Stellungnahmen des gemeinen Mannes zum Thema „Gott und die Welt“ bzw. „Sinn des Daseins“ fast völlig, was ja auch nicht ungewöhnlich ist, wenn man bedenkt, wer im Mittelalter lesen und schreiben konnte, nämlich Juristen, Geschäftsleute und Kleriker (WENDEHORST: passim). Es versteht sich von selbst, daß theologisch-philosophische Reflexionen nur von letzteren zu erwarten waren. Wenn man davon ausgeht, daß das irdische

Leben lediglich als Durchgangsstation zum ewigen Leben aufgefaßt wurde, könnte das vielleicht an einer etwas einseitigen Quellenlage liegen. *„Die Tatsache, daß wir nur schriftliche Äußerungen eines Standes der ganzen Nation haben, muß einerseits bei der Gesamtbeurteilung /.../ im Auge behalten werden.“* (STOCKMAYER: 1).

Der neurophysiologische Aspekt sollte jedenfalls mehr berücksichtigt werden. Um 35000 v. Chr. taucht der Homo sapiens auf, woher er kam weiß man nicht, aber

„es vollzieht sich ein letzter Ausgleich zwischen Gesicht und Schädel; dadurch wird das Vorderteil frei, so daß sich hier die Stirnlappen entwickeln können. /.../ Der Beginn des überlegenden Denkens ist mit der Bildung dieses Vorderteils des Gehirns verknüpft. /.../ Beim Homo sapiens hängt die Höherentwicklung des Menschengeschlechts /.../ vom psychischen und sozialen Bereich ab.“ (STEVE: 341).

Wenn man jetzt noch berücksichtigt, daß Emotionen im „limbischen System“ entstehen, das wiederum aus dem recht alten Archaeocortex (SCHIEBLER/SCHMIDT: 816) hervorging, leuchtet es ein, daß auch dem mittelalterlichen Menschen der Wunsch nach Unterhaltung nicht fremd war. Zumal es das alles ja bereits in der Antike gegeben hat. Andernfalls müßte man eine neurophysiologische Rückentwicklung annehmen, die sich zwischen Spätantike und Renaissance im Gefolge der Ausbreitung des Christentums vollzogen haben müßte. Das ist offensichtlicher Unsinn. Der Hang zum Trivialen wohnt dem Menschen mindestens inne, seit es ihn in seiner jetzigen Gestalt (als Homo sapiens nämlich) gibt. Das gemeinsame Kennzeichen dieser Neigung besteht in der Literatur darin, daß unkomplizierte Wortwahl und kurze Sätze sowie Klarheit des Ausdrucks bevorzugt werden (BREVART: 32) – wobei natürlich überhaupt nichts dagegen spricht, diese Kriterien auch beim Verfassen nicht-trivialer Literatur - also solcher, die nicht ausschließlich der Unterhaltung dient (ebd: 16) - verstärkt anzuwenden...

5. Der Wald im Eckenlied

Nachdem wir gesehen haben, was, wie und warum der Wald ist, können wir nun versuchen, herauszufinden, in wieweit der Dichter des Eckenliedes den üblichen Konventionen folgt oder davon abweicht. Da es sich um Trivialliteratur handelt, versteht es sich von selbst, daß wesentliche Abweichungen von der literarischen Norm nicht zu erwarten sind, denn mit literarischen Außenseitermethoden kann man kein großes Publikum erreichen.

Der Wald ist, wie bereits gesagt, ein Faktum, das nicht geleugnet werden kann, er ist ein wesentlicher Bestandteil des Lebensraums, er ist d e r wesentliche Bestandteil des Lebensraums, denn 96% der Fläche sind im Mittelalter mit Wald bedeckt (s.o.). Wenn der Autor einen wesentlichen Teil der Handlung im Wald spielen läßt, trägt er damit diesem Umstand Rechnung. Er ist also Realist.

Die wesentlichen Ereignisse der Erzählung finden im Wald statt, das bedeutet: außerhalb der Zivilisation. Das ist die Region, die der Mensch nicht beherrscht. Es ist also folgerichtig, daß z.B. Fabelwesen nur hier vorkommen können, denn lebten sie in der Stadt, wären sie ja Teil der Zivilisation und würden durch das enge Zusammenleben mit den Menschen die Aura des Geheimnisvollen verlieren. Das Nicht-Geheimnisvolle ist aber das Langweilige und als solches für die Unterhaltungsliteratur denkbar ungeeignet. Denn der Sinn der Unterhaltungsliteratur ist ja gerade die Zerstreuung des Lesers, sie wird erreicht durch die Schilderung ungewöhnlicher Ereignisse, die rational nicht erklärbar sind. Für diese irrationalen Ereignisse braucht man einen ebenso irrationalen Hintergrund, eben den Wald.

5.1 Eigenschaften des Waldes

Es ist eingangs die Unterscheidung Hain – Wald gemacht worden. Der Hain ist per Definitionem kleiner als der Wald. Die den Wald betreffenden Größenangaben sind leider recht spärlich. In Str. 69 heißt es: *„so rehte vinster was der tan“*. Das kann natürlich an der Tageszeit liegen, d.h. es war abends oder nachts, als Ecke auf Dietrich trifft. Denkbar, wenn auch unwahrscheinlicher, ist aber auch, daß die Bäume so groß sind, daß das Sonnenlicht nicht hindurchdringt. Das würde auf einen großen, urwaldartigen Wald hindeuten. Dafür spricht auch Str. 110: *„da er den walt sach diken stan.“*, sowie Str. 227: *„gen ainem wildem walde.“*. Eine eindeutige Größenangabe finden wir erst in Str. 267 von e5: *„gen einem wald (der was so breyt) biß an den vierdten morgen, ...“*. Aufgrund der Größenverhältnisse kann man also davon ausgehen, daß wir es eindeutig mit einem Wald zu tun haben. Auch die Terminologie deutet darauf hin: Wir finden drei Bezeichnungen: „walt“ / „wald“, „tan“ (jeweils mehrfach) und einmal „hak“ (Str. 105). Letzteres ist zwar gleichbedeutend mit „Hain“ (LEXER: 79), es kommt aber nur ein einziges Mal vor. Möglicherweise entschied der Autor sich nicht deshalb für dieses Wort, weil er einen Wald/Hain exakt beschreiben wollte, sonder weil er einen Reim auf „slak“ brauchte.

„Wald“ ist ein neutraler Begriff, der keine Rückschlüsse auf die Baumarten in diesem Wald zuläßt. „tan“ hingegen läßt zunächst eindeutig an einen Nadelwald denken, besitzt aber neben der Bedeutung „Tannenwald“ offenbar auch die neutrale Bedeutung „Wald“ (LEXER: 224).

Weiterführende Informationen über die Art des Waldes finden wir in Str. 175: *„si brach im lob und dar zu gras...“*. Dazu Str. 184: *„er gebarte reht, sam er den walt wolt lobes ane machen.“* Ein Laubwald also, oder ein Mischwald. Daß nicht die Eiche, sondern die Linde der vorherrschenden Baum in der mittelalterlichen Literatur ist, wurde bereits erwähnt. Das Eckenlied macht hier keine Ausnahme, unter den drei Baumarten, die namentlich genannt werden, sind zwei Linden: Str. 55: *„zu ainer linden er bekam“*, Str. 151: *„der stund under*

ainer linden brait“ . Der dritte Baum ist eine Zeder, Str. 229: „*under ainem zodelbome*“: Die Zeder paßt natürlich überhaupt nicht in die Landschaft, sie taucht im Zusammenhang mit einem „locus amoenus“ (Typ „locus amoenus mit Schloß“ (CURTIUS 1942: 231)) auf, vielleicht handelt es sich hier um eine Übernahme aus einer romanischen Vorlage. Es wurde bereits darauf hingewiesen, daß Bäume u.a. zur Markierung epischer Schauplätze verwendet wurden („*Der Kampfplatz vor Troja weist eine Buche auf.*“ (CURTIUS: 194)). Zumindest bei der Linde in Str. 55 scheint das der Fall zu sein, es handelt sich um die Szene, in der Ecke auf den von Dietrich verwundeten Ritter trifft. Die beiden anderen Bäume sind Teile von „loci amoeni“, wobei es sich in Str. 151 um den locus amoenus in Minimalausstattung (Baum, Wiese, Quelle) handelt. Man hat das einen „ruinösen locus amoenus“ genannt (BILLGEN: 54), der dadurch entstehe, daß der Dichter nicht das traditionelle Bild der Ideallandschaft aufbauen wolle, sondern es ihm auf die Handlung ankomme, aufs Erzählen, nicht aufs Beschreiben (ebd: 52). Wenn dem so ist, läßt sich daraus ableiten, daß, da dieser „ruinöse locus amoenus“ ja schon in der Antike existierte, auch der Hang zum Trivialen auf eine entsprechend lange Tradition zurückblicken kann, was ja mit Hinweis auf die Neurophysiologie bereits vermutet wurde.

Kann man aus dem Aussehen des Waldes weitere Rückschlüsse ziehen, z.B. auf die Jahreszeit, in der sich die Handlung abspielt? Bei der Beschreibung des Waldes herrscht die Farbe grün vor, die „Lieblingsfarbe des Heldenepos“ (s.o.): In Str. 134 ist von einem grünen Baumstamm die Rede, in Str. 106 sieht man „*den walt verblichen*“, was ja darauf hindeutet, daß er zuvor farbig war, möglicherweise grün. In Str. 222 schließlich: „*der mich da mit verserte fast in dem grünen tan.*“ „tan“ kann, wie gesagt, auch Nadelwald bedeuten. Für die Bestimmung der Jahreszeit ist das wenig hilfreich, denn ein Nadelwald ist natürlich auch im Winter grün. Da das Farbadjektiv „grün“ im Zusammenhang mit „tan“ vorkommt, läßt sich nicht entscheiden, auf welche Art Bäume es sich bezieht. Str. 184 deutet aber darauf hin, daß die Blätter noch an den Bäumen sind und daß wir uns im Sommer oder frühen Herbst befinden.

Der Wald kann auch Lieferant von Arzneimitteln sein. In Nordeuropa soll in diesem Zusammenhang vorwiegend die Eiche eine wichtige Rolle gespielt haben (s.o.). Auch im Eckenlied liefert der Wald Arzneimittel. Allerdings handelt es sich nicht um Baumrinde, sondern um Wurzeln, die das „wilde Fräulein“ in Str. 174 ausgräbt, um Dietrichs Wunden damit zu behandeln: „*da si die wurze stande vant.*“

5.2 Tiere

Wir haben oben gesehen, daß der mittelalterliche Wald über einen großen Artenreichtum verfügt, wie es in einem intakten Ökosystem ja auch zu erwarten ist. Leider liegen im Eckenlied keine zählbaren Angaben über die Tiere des Waldes vor, so daß eine Berechnung des Shannon-Indexes und ein direkter Vergleich nicht möglich sind. In Str. 37 jedoch schreckt Ecke auf seinem Weg durch den Wald einige Tiere auf:

„was er des wildes erschrahte /.../ der vogel stim wart manigvalt /.../ vogel und tier genug diu haton zu den stigen /.../ sus im von wilden tieren vil ...“

Insbesondere Vögel scheinen in diesem Wald nicht selten zu sein, in Str. 104 werden sie erneut erwähnt: *Gem tag sungen dú vogellin*

Man wird nicht fehlgehen, wenn man unter den „wilden tieren“ den typischen Wildbestand des Waldes, also Hirsche, Rehe, Wildschweine, Hasen usw. versteht. Es spricht also nichts dagegen, auch im Eckenlied von einem intakte Ökosystem auszugehen. Auch exotische Tiere sind dem Autor nicht fremd, er vergleicht Eckes Art der Fortbewegung mit der eines Leoparden (Str. 36: *„alsam ain lebart in dem walt sach man in wite springen.“*). Ob er je einen Leoparden mit eigenen Augen gesehen hat oder nur aus den Bestiarien kennt, kann aufgrund fehlender weiterführender Informationen nicht entschieden werden, die Wahrscheinlichkeit, im Mittelalter einen Leoparden in Bewegung zu sehen, dürfte aber eher gering sein.

Der Eingriff des Menschen in dieses System hält sich noch in Grenzen. Andererseits ist die Gegend aber auch nicht völlig menschenleer: Wie aus Str. 163 hervorgeht, scheint eher das Gegenteil der Fall zu sein: *„Er sprach: „ dis birg ist herren vol ..““*

5.3 Das Personal des Waldes

Der Wald wird nicht selten mit dem Adjektiv „wild“ bezeichnet, z.B. Str. 227: *„gen ainem wildem walde.“* oder Str. 162: *„im dienen wildú lant.“*. Es wurde darauf hingewiesen, daß mit „wild“ der typische Lebensraum von Außenseitern der Gesellschaft sowie von Kreaturen wie Riesen, Zwergen und Monstern aller Art bezeichnet wird:

„... walt in Middle High German literature was alternately used as the beautiful and serene setting of courtly love /.../ and as the dark and fore-boding dwelling place of frightful monsters, bewitched creatures, and uncourtly members of the human race. Whenever walt was used in the latter context, the modifying adjective wilde is more than likely also to be found in the passage.“ (THELEN: 11f.)

Ein Großteil der Handlung des Eckenliedes muß sich also schon deshalb im Wald abspielen, weil man nur hier auf das entsprechende Personal treffen kann, das erforderlich ist, um die Handlung voranzutreiben - wobei unter Handlung das Aufeinandertreffen von Personen oder von Personen und Fabelwesen zu verstehen ist. Typisches Waldpersonal ist im Eckenlied

reichlich vorhanden. Angesichts einer realen Besiedlungsdichte von 2-3 Personen pro km² ist das zwar extrem unrealistisch, aus dramaturgischer Sicht aber sinnvoll, weil eine realistische Darstellung den Leser natürlich massiv gelangweilt hätte: Es versteht sich von selbst, daß in einem großen Wald in Wirklichkeit niemand jemals jemandem begegnen und Handlung demzufolge nicht stattfinden würde.

Im Eckenlied finden wir die gesamte Bandbreite des mittelalterlichen literarischen Waldpersonals, nämlich Ritter, Einsiedler und Fabelwesen. Darüber hinaus tritt auch - eher ungewöhnlich, da normalerweise nicht „literaturfähig“ - das mittelalterliche „Proletariat“ in Erscheinung. In Str. 267 der Fassung e5 trifft Dietrich nämlich auf einen Bauern: *„als er sach einen bauwren stan dort an einem gereüte.“* Es scheint sich hier um eine illegale Rodung zu handeln, wie sie im Mittelalter wohl häufiger vorkam: *„Weil Rodung im Walde mit Freiheiten verbunden ist, kommt es freilich immer wieder zu eigenmächtigen Rodungen, aus denen man nachher ein Anrecht auf Freiheit ableitete.“* (HIESTAND: 54). Aber: *„Der Wald gehört dem König. Daher kann der König /.../ einen Wald mit seinem Inhalt schenken“* (ebd.: 52).

Genau das passiert in Str. 274: *„der hoff soll gar den eygen sein /.../ do leyhe er jm für eygen, hub auff sein geryte gar.“* Ungewöhnlich ist hier natürlich zweierlei: Der Bauer kennt seinen König von Angesicht (Str. 270: *„als jn der meyer blosse sach, aller erst der baur glaubet, das er sein rechter herre was.“*). Natürlich ist es nicht ausgeschlossen, daß er ihn einmal bei einem Besuch in der Residenz gesehen hat, angesichts der geringen Mobilität im Mittelalter aber eher unwahrscheinlich. Es scheint sich aber eher um einen dramaturgisches Mittel zu handeln, um die Schenkung überhaupt erst möglich zu machen, denn man wird natürlich nur dann eine Schenkung als berechtigt anerkennen, wenn man den Schenkenden als dazu berechtigt anerkennt. Der Sinn der Szene liegt ja wahrscheinlich darin, Dietrichs Mildtätigkeit hervorzuheben. Deshalb schenkt er - der zweite ungewöhnliche Punkt - direkt an einen Bauern. Es gibt zwar den Begriff der „Königsfreiheit“, nämlich der *„Freiheit der Siedler auf Königsland“*, er scheint in der juristischen Fachliteratur aber umstritten zu sein (HIESTAND: 58ff. u. Anm. 35). Der Regelfall war die Schenkung an einzelne Siedler/Bauern wohl nicht. Der König schenkte an Klöster oder Getreue, also Mitglieder des Adels, und er schenkte mit der Formel: *„concedimus villam“*, wobei dann die Einzelheiten folgten, die zu der Schenkung gehörten, z.B. Hörige, Gelände, Gebäude (ebd.: 52) - und zu den Hörigen gehörten eben die Bauern.

Am anderen, oberen Ende der sozialen Skala befindet sich der Ritter. Der echte Ritter hält sich nur gelegentlich im Wald auf, z.B. zur Jagd, der Ritter im Roman sucht hier das Abenteuer, häufig im Auftrage einer Dame. Bei den vier Rittern, von denen in Str. 55 ff.

berichtet wird, war exakt das der Fall: Str. 57: „*selb fiert ich von dem Rine rait durch willen schoner wibe.*“ Für den Verlauf der Handlung sind sie nicht besonders wichtig, daß Dietrich vier Männer im Kampf besiegt hat, gibt dem Leser immerhin einen Hinweis auf seine Stärke. Ein weiterer Ritter begegnet uns in Str. 208ff.: „*gen ainem holen staine. seht, da gesahen si vor stan ainen stolzen ritter lobesan;*“ Wie sich im weiteren Verlauf herausstellt, handelt es sich um einen gewissen Eggenot (Str. 210), der ein Verwandter der Brüder Ecke und Vasolt ist: Str. 221: „*er was sin mak...*“ (mâc: blutsverwandte Person in der Seitenlinie (LEXER: 132). Ist das nun ein wirklicher Ritter oder ein Riese, wie seine Verwandten Vasolt und Ecke? Genealogisch müßte natürlich letzteres zutreffen, andererseits wird die Größe nur kurz angedeutet: Str. 210: „*Ain schilt der werde degen truk, der was och ungefug genuk*“: Das scheint aber ein typisches Attribut des Riesen zu sein, denn „*L'arme defensive du géant est un bouclier à sa mesure ...*“ (LECOUTEUX I: 36). Dafür spricht auch, daß er sich im Wald aufhält, denn der mitteleuropäische Riese bevorzugt offenbar den tiefen, unzugänglichen Wald und das Gebirge als Aufenthaltsort und wird durch umherstreifende Ritter und zunehmende Rodungen gezwungen, sich immer weiter in die Wildnis zurückzuziehen (ebd.: 27).

Nicht alle Riesen leben aber im Wald, einige bevorzugen Schlösser, deren Bewohner sie vertrieben oder unterworfen haben (ebd.: 28). Ein solcher Fall scheint bei Eckes Mutter vorzuliegen: Str. 229ff. wird ein locus amoenus mit Schloß beschrieben, das der Mutter der Riesen gehört: Str. 231: „*si ist min und miner lieben muter.*“, wobei man hier nichts über die Vorbesitzer des Schlosses erfährt. Es handelt sich offensichtlich um eine Riesin Typ II nach Lecouteux: „*Nous avon alors deux types différents: le géant est armé de pied en cap, porte des habits de chevalier ou bien est vêtu de peaux de bêtes.*“ (LECOUTEUX I: 35), entsprechend Str. 231: „*ir ist och ruch aller ir lip.*“ Typ I liegt bei Ecke vor, Vasolt hingegen scheint ein Mischtyp zu sein: „*la barbe et des cheveux longs sont des ornements assez rares.*“ (ebd.: 34).

Im übrigen hält sich die Beschreibung der Riesen im Rahmen des üblichen: Das Auftreten der ganzen Familie ist bekannt („*Parfois les époux sont accompagnés de leur enfants...*“ (ebd.: 29)), die Bewaffnung besteht nicht selten aus ausgerissenen Baumstämmen, womit wohl die übermenschliche Kraft der Riesen angedeutet werden soll (ebd.: 33). Entsprechend finden wir Str. 184, 235 und 245, daß sowohl Vasolt, seine Mutter sowie seine Schwester sich dieser Waffen bedienen. Aber auch das Schwert ist dem Riesen als Waffe nicht fremd: „*Le géant possède aussi une ou /.../ deux épées dont il se sert lorsqu'il a perdu sa barre de ferre ou sa*

massue.“ (ebd.: 37). Oder eben seinen Baumstamm, wie Vasolt in Str. 185: *„Als er der est niht mere vant, Vasolt erbart ain swert zehant“*.

Riesen werden häufig von „wilden Frauen“ begleitet (ebd.: 15), wobei die Unterscheidung zwischen Riesen und „wilden Menschen“ nicht einfach ist: Beide werden, zumindest soweit es den Riesen Typ II betrifft, beschrieben als häßlich, behaart, groß, stark und mit Tierhäuten bekleidet (ebd.: 20). Das einzig sichere Unterscheidungsmerkmal scheint die schwarze Haut der „Wilden“ zu sein (ebd.: 20, 33). Die beiden wilden Frauen im Eckenlied, die nicht zur Riesenfamilie gehören, passen offensichtlich nicht in dieses Konzept: Str. 151: *„ain vrowen dú was so minneclich gestalt“*, Str. 173: *„was wisset er ú maiden?“*. In beiden Fällen handelt es sich, wie aus Str. 155 und 174 hervorgeht, um heilkundige Frauen, Lecouteux bezeichnet etwas inkonsequent nur die zweite als Fee (ebd.: 15). Eben jene ist Opfer einer Jagd, einerseits also etwas für den Wald Typisches, andererseits aber natürlich nur, wenn Tiere gejagt werden. Es scheint sich hier um ein Motiv zu handeln, das als „Chasseur maudit“ oder „Frauenjagdsage“³ bekannt ist (LECOUTEUX II: 77, 101). Das Motiv taucht außer im Eckenlied offensichtlich nur im „Wunderer“ auf, wobei es nicht klar ist, ob eine direkte Abhängigkeit besteht, oder beide Autoren unabhängig voneinander auf eine volkstümliche Überlieferung zurückgriffen (HOFFMANN: 215f.). Aus der italienischen Renaissance sind Abbildungen bekannt, die Fortuna als eine Frau mit wehendem Haar darstellen, die von einer ihr folgenden Person „beim Schopfe“ gepackt wird (siehe Abbildungen bei MÜNKLER: 57; DOREN: Tafel VI, Abb. 16). Ob es sich hier um eine verwandte Überlieferung handelt, kann nur vermutet werden.

Das Gegenteil der Riesen sind die Zwerge. In Str. 202 taucht mitten im Wald plötzlich eine Burg auf, deren Besitzer ein Zwerg Typ III nach Lecouteux ist: *„Le nain allemand revêt trois aspects physiques différents: celui d'un vieillard chenu et parfois barbu, celui d'un enfant et enfin, celui d'un chevalier. /.../ Le dernier type /.../ est le plus répandu...“* (LECOUTEUX I: 57f.). Aus anderen Versionen des Eckenliedes geht hervor, daß es sich um einen gewissen Albrianus handelt (ebd.: 62; LECOUTEUX II: 123). Ungewöhnlich ist, daß dieser Zwerg in einer Burg lebt anstatt, wie in der Mehrzahl der Fälle üblich, in Grotten oder hohlen Bergen, die unterirdische Paläste beherbergen (LECOUTEUX I: 61). Typisch hingegen die hierarchische Gesellschaftsordnung der Zwerge: *„Ils ont pour chef un roi ...“* (ebd.: 62), entsprechend Str. 202: *„ein gar weniger man mit ainer guldinen crone.“*

³ Laut Lecouteux (S. 101) soll es einen Aufsatz „Die Frauenjagdsage“ geben in: *Lagographia* 22 (1965): 408ff. Ein Hinweis auf eine solche Zeitschrift ist zumindest im größten Online-Katalog (KVK) nicht zu finden.

Abschließend sei noch darauf hingewiesen, daß im Wald auch nicht-humanoide Lebensformen vorkommen können, z.B. das sog. Meerwunder. Die Beschreibung in Str. 52 deutet ja eindeutig auf einen Kentauren hin: „*das was halp ros und halbes man*“. Die Herkunft des Name Kentaure ist unklar und wird manchmal auf Kentauros, einen Sohn des Ixion, König in Thessalien, zurückgeführt (HERDER: 107; 115). Der Name „Meerwunder“ beruht wohl auf einer falschen Übersetzung: „*en traduisant centaurus par merworm /.../ le redacteur du Physiologus de Munich fausse la tradition ...*“ (LECOUTEUX I: 289). Daß der Autor des Eckenliedes ein Kenner der griechischen Mythologie war, kann aus dem Auftreten dieser Figur nicht unbedingt geschlossen werden. Er kann die Figur ebenso gut aus dramaturgischen Gründen, nämlich um eine weitere Episode, diesmal mit exotischem Hintergrund, einzufügen, aus anderen Vorlagen übernommen haben.

6. Zusammenfassung

Das Eckenlied ist mittelalterliche Unterhaltungsliteratur. Der Sinn der Unterhaltungsliteratur liegt nicht im Beschreiben, sondern im Erzählen. Es geht um die Aneinanderreihung zahlreicher spannender Episoden, in denen das typische Personal derartiger Erzählungen auftritt. Viele dieser Episoden spielen zwar im Wald, er ist aber nur die Kulisse für die eigentliche Handlung. Die Beschreibung des Waldes ist folgerichtig knapp, sie hält sich im Rahmen des üblichen: Der häufigste Baum ist die Linde, die vorherrschende Farbe ist grün, loci amoeni kommen vor. Eine detailliertere Beschreibung wäre für diese Art Literatur nicht angemessen und ist vom zeitgenössischen Leser/Hörer sicher auch nicht erwartet worden.

7. Literatur

- Baumgarten W: Der Wald in der deutschen Dichtung. Berlin 1936
Billgen J: Baum, Anger, Wald und Garten in der mittelhochdeutschen Heldenepik. Münster 1965
Brévert F: Spätmittelalterliche Trivialliteratur. In: Archiv für das Studium der neueren Sprachen und Literaturen 224 (1987): 15-33
Brinkmann H: Zu Wesen und Form mittelalterlicher Dichtung. Darmstadt 1979
Busse W: Im Wald, da sind die Räuber. In: Semmler J (Hg.): Der Wald in Mittelalter und Renaissance. Düsseldorf 1991, S. 113-129
Caesar GI: Der Gallische Krieg. Stuttgart 1983
Canetti E: Masse und Macht. Hamburg 1984
Curtius ER: Europäische Literatur und lateinisches Mittelalter. Tübingen 1993
Curtius ER: Rhetorische Naturschilderungen im Mittelalter. In: RF 56 (1942): 219-256
Dante: La Divina Commedia. A cura di U Bosco e G Reggio. Firenze 1988
Das Eckenlied. Stuttgart 1986
Denecke D: Straße und Weg im Mittelalter als Lebensraum und Vermittler zwischen entfernten Orten. In: Herrmann B (Hg.): Mensch und Umwelt im Mittelalter. Stuttgart 1986, S. 207-223
Doren A: Fortuna im Mittelalter und in der Renaissance. In: Vorträge der Bibliothek Warburg 1922-1923, I. Teil. Nendeln 1967
Ennen E: Die Frau in der mittelalterlichen Stadt. In: Herrmann, S. 35-52

- Feldmarschall Montgomery: Kriegsgeschichte. Weltgeschichte der Schlachten und Kriegszüge. Frechen, o. J.
- Freud S: Hysterie und Angst. Studienausgabe Bd. VI. Ffm., 1989
- Gerstenhauer A: Die Stellung des Waldes in der deutschen Kulturlandschaft des Mittelalters und der frühen Neuheit. In: Semmler, S. 16-27
- Gmelin H: Kommentar zur Göttlichen Komödie, Bd. IV, Hölle. München 1988
- Herder Lexikon Griechische und römische Mythologie. Freiburg 2003.
- Hoffmann W: Mittelhochdeutsche Heldendichtung. Berlin 1974
- Hiestand R: Waldluft macht frei. In: Semmler, S. 45-68
- Kaesler I: Die Entwicklung zum Klostermönchtum. In: Stemberger G (Hg.): 2000 Jahre Christentum. Erlangen 1990, S. 766-69
- Kluge F: Etymologisches Wörterbuch der deutschen Sprache. Berlin u.a. 2002
- Lecouteux C: Les monstres dans la litterature allemande du moyen age. Etude. Göppingen 1982 = Lecouteux I
- Lecouteux C: Les monstres dans la litterature allemande du moyen age. Dictionnaire. Göppingen 1982 = Lecouteux II
- Lexer M: Mittelhochdeutsches Taschenwörterbuch. Stuttgart 1992
- Lindemann K: In deutschen Eichenhainen webt und rauscht der deutsche Gott. In: Semmler, S. 200-39
- Messerschmidt-Schulz J: Zur Darstellung der Landschaft in der deutschen Dichtung des ausgehenden Mittelalters. Breslau 1938
- Münkler H: Im Namen des Staates. Ffm. 1987
- Sagan C: Der Drache in meiner Garage. München 2000
- Schadewaldt H: Der Wald als Lieferant von Arzneimitteln. In: Semmler, S. 148-160
- Schiebler T, Schmidt W: Anatomie. Berlin u.a. 1991
- Stauffer M: Der Wald. Zur Darstellung und Deutung der Natur im Mittelalter. Bern 1959
- Steve M-J: Zusammenfassung. In: Fischer Weltgeschichte Bd.1: Vorgeschichte. Frankfurt a. M. 1978.
- Stockmayer G: Über Naturgefühl in Deutschland im 10. und 11. Jahrhundert. Hildesheim 1973
- Telesko W: Die Weisheit der Natur. München 2001
- Thelen LM: Beyond the court: A study of the „wilde“-motif in medieval German literature. Ann Arbor, 1979
- Wendehorst A: Wer konnte im Mittelalter lesen und schreiben? In: Fried J (Hg.): Schulen und Studium im sozialen Wandel des hohen und späten Mittelalters. Sigmaringen 1986, S. 9-34

Elektronische Quellen zum Shannon-Index (Stand: 14.04.06):
www.kartieren.de/Mapper/Divers.htm